

Jürgen Oelkers

Schule und Unterricht als Resonanzraum *)

Eine beliebte und bestens erprobte Strategie zur Gewinnung von politischer Aufmerksamkeit ohne wirklichen Grund nennt man „Pädagogisierung“. Man erhebt zum Problem, was keines ist, und erklärt zum Defizit, was gar nicht nach Behandlung verlangt. Auf diese Weise sind in den Bemühungen um Bildungsreform schon viele Projekte gestartet worden, angetrieben von selbst erzeugten Dringlichkeiten, die bei Lichte nur Projektstellen sicherten. Am Ende ist kein Problem gelöst, wohl aber die Erfahrung angereichert worden, wie das nächste Projekt auf den Weg gebracht werden kann. „Pädagogisieren“ kann man bekanntlich immer und alles, weil jede Selbstverständlichkeit zum Problem stilisiert werden kann. Warum sollte das mit „Hören und Zuhören in der Gesellschaft“ anders sein?

Trotz der Abstimmung über die Minarette - ich beginne mutig mit einem Schweizer Beispiel. In der Stadt Zürich ist vor einigen Monaten das Konzept einer sogenannten „Flüsterschule“ diskutiert worden. Gemeint war damit eine neue Form schulischer Disziplinierung. Die Schülerinnen und Schüler sollten sich im Unterricht und vor allem während der Pausen oder in Projekten nur noch in der Form des *Flüsterns* begegnen. Eltern mit Kindern, die als „geräuschempfindlich“ bezeichnet werden, hatten sich beschwert und die Lehrkräfte wussten keinen anderen Ausweg, als den Kindern „Flüstern“ zu verordnen. „Hyperakusis“ scheint zu einem zunehmenden Problem zu werden, auf das die Schulen reagieren müssen.

Das ist, anders als die Minarette, nicht nur ein Schweizer Phänomen. Man muss nur genauer hinschauen. In einem Blog einer deutschen Eltern-Selbsthilfegruppe - so etwas gibt es zunehmend mehr - findet man etwa folgenden Eintrag:

„Unser Sohn geht bin die 2. Klasse. Er ist sehr geräuschempfindlich. So sind Fächer, wie z.B. Sport, BK¹ und Projektstunden für ihn furchtbar. Er sagt selber, dass ihn die Lehrer quälen. Er verweigert immer mehr diese Stunden. Er hält sich die Ohren zu und schreit oder setzt sich in die Ecke und macht nicht mit.

Wie gehen eure geräuschempfindlichen Kinder mit dieser Situation um? Gibt es ein ‚Training‘ für diese Kinder? Sind Ohrenstöpsel die Lösung?

OK, die Flüsterschule gibt es nicht, aber auch diese Kinder sollen Spass an der Schule haben“.²

Zufriedenstellende Antworten auf diese Fragen gab es in der Blog-Kommunikation nicht. Ein hilfreiches Training wusste niemand, manche empfahlen, es tatsächlich mit Ohrenstöpseln zu versuchen, von einer „Flüsterschule“ war weiter keine Rede, aber die Betroffenheit aufgrund

*) Vortrag auf der Tagung „Hören und Zuhören“ in der Gesellschaft am 8. Dezember 2009 im Rathaus Stuttgart.

¹ Bildende Kunst.

² Geräuschempfindliche Kinder : Das Anderswelt Forum <http://www.adhs-anderswelt.de/> (Eintrag vom 4. April 2006).

eigener Erfahrungen war allseits gross. Natürlich ist das nicht repräsentativ, muss man jetzt sagen, aber der Problemdruck ist deutlich spürbar.

Manche deutschen Ganztagschulen kennen inzwischen „Flüsteroasen“, also eigene Orte zur Lärmbekämpfung und alternativen Geräuscherfahrung. Meistens sind es einzelne und besonders hergerichtete Räume innerhalb des Schulareals, die dem „Ausruhen, Entspannen und Lesen“ dienen.³ Hier darf wenn, dann nur geflüstert werden. Manche Schulen kennen auch „Flüsterzonen“, also besondere Bereiche, in denen nicht mit normaler Lautstärke und darüber hinaus gesprochen werden darf.⁴ Die Schülerinnen und Schüler müssen lernen, zwischen den Zonen ihre Redeweise anzupassen und bewusst ein „Lauter“ oder „Leiser“ zu wählen.

Einen Schritt weiter geht die Schule der Gemeinde Rottenschwil im Schweizer Kanton Aargau. Es handelt sich um eine ländliche Primarschule, die sich selbst - unter Einschluss der Eltern - Verhaltensregeln gegeben hat. In der letzten Version dieser „Schulregeln“ vom 1. Mai 2009 wird auch die zulässige Lautstärke angesprochen. Grundsätzlich wird das Schulhaus als integraler Ort des Lernens und Arbeitens bezeichnet, der jeden Tag unterhalten und gepflegt werden muss. Dazu gehört auch die zulässige Lärmbelastung. Das einstöckige Schulhaus hat verschiedene Räume und Gänge, für die unterschiedliche Lautstärken festgelegt sind. Sie werden mit den Ausdrücken „Flüsterzonen“, „Redezonen“ und „Oasen“ bezeichnet.

Genauer heisst es:

„Der Gang im ersten Stock und die Mediothek sind ‚Flüsterzonen‘. Dort kann man ruhig arbeiten und darf mit anderen Personen flüstern.

Der Gang im Erdgeschoss und im unteren Geschoss und im Mehrzweckraum (wenn kein Unterricht darin stattfindet) sind ‚Redezonen‘. Hier darf mit anderen ausgetauscht, geschwätzt und gelacht werden. Alle achten darauf, dass die eigene Lautstärke die anderen Personen nicht stört ... Dies gilt besonders, wenn eine grössere Gruppe zusammen ist. So zum Beispiel am Mittagstisch.

Die Oase ist, wenn keine Lehrperson darin arbeitet, eine Ruhezone. Hier darf weder geschwätzt noch geflüstert werden. In die Oase kann man sich zurück ziehen, wenn man die Ruhe sucht oder sehr konzentriert für sich alleine arbeitet“

(Schulregeln 2009, S. 2).

„Schwatzen“ ist in der Schweiz ein politisch korrekter Ausdruck - noch vor wenigen Jahren waren solche Regeln undenkbar. Der Lärmpegel einer Schule und wie er gedämpft werden kann, war zwar schon immer ein Problem, das sich aber irgendwie der Bearbeitung entzog. Heute ist bei gestiegenem Lärmbewusstsein offenbar auch die Bereitschaft gewachsen, etwas gegen die Belästigung durch laute, schrille oder bedrohliche Geräusche in der Schule zu tun. Wenigstens betrifft der Verhaltenscode in den Schulen zunehmend mehr auch die zulässige Geräuschemission, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Mit dem Wort „Lärmpegel“ wird der notorische Krach zwischen den Schulstunden und vor allem während der Pausen bezeichnet. Auch der Unterricht selbst beginnt oft mit Lärmbekämpfung und endet gelegentlich auch so. Offenbar haben heutige Schülerinnen und Schüler ein grosses Bedürfnis, sich schreiend und brüllend zu artikulieren, was nicht nur den Lehrkräften auf eine sehr wörtliche Weise gegen den Strich geht. Streit unter den Schülern

³ Offene Ganztagschule Alsdorf: http://www.ggs-ofden.de/offene_ganztagschule.html

⁴ Oberstufenschulhaus Buchs in St. Gallen.

wird oft mit verbaler Gewalt ausgetragen, aber auch am Gegenpol, der Freude über eine Leistung, entsteht vielfach Lärm. Schulwege sind für die Anwohner gelegentlich akustische Belästigungen und das Verhalten von Schülergruppen in S-Bahnen oder Bussen stellt nicht selten die Lärmtoleranz der Mitfahrenden auf das, was man eine harte Probe nennt.

Das stillschweigende Motto in diesen Situationen könnte lauten:

- Kein Schubsen ohne Schimpfen, und kein Schimpfen ohne akustische Eskalation.
- Allein von solchen Erfahrungen her besteht genügend Anlass, Hören und Zuhören in der Gesellschaft zu thematisieren.
- Offenbar lernen heutige Kinder und Jugendliche wohl, wie man Lärm erzeugt, aber nicht, wie man Lärm, der ja alle stört, vermeidet.

Ein Grund für das Bedürfnis, Lärm zu machen, hängt auch mit der Schule zusammen. In der Normalform des Unterrichts wird das Gehör der Kinder und Jugendlichen nur auf eine Weise angestrengt - sie dürfen *zuhören* und sind schnell einmal gelangweilt, besonders dann, wenn sie sich nicht angesprochen fühlen oder nicht selbst sprechen und agieren können. Zuhören an sich ist nicht etwa eine Passivität; das aufmerksame Folgen des Unterrichts ist im Gegenteil eine Anstrengung, die aber schnell einmal mit Überforderung verbunden ist, wenn dies die einzige Aktivität im Unterricht darstellt, die ja auch mit Stillsitzen und Ruhigsein verbunden sein soll.

Unterrichtet werden immer grössere und kleinere Gruppen von Kindern und Jugendlichen, die sich im Klassenzimmer nicht eigensinnig bewegen dürfen, wenn Unterricht überhaupt stattfinden soll.

- Verlangt wird in jeder Schulstunde Anwesenheit,
- pünktlicher Beginn,
- konzentrierte Mitarbeit, auch wenn es langweilig ist,
- die Reduktion der Bewegungsbedürfnisse auf Sprechen, Hören und Schreiben, also minimalen Kraftverbrauch,
- und ständige Rücksicht auf die Lernsituation, die weder Lärm noch Unruhe verträgt.

Nicht ohne Grund sind die so genannten „ADHS-Kinder“ eine Provokation, sie überschreiten ständig den zulässigen Grad an Bewegungsarmut im Klassenzimmer und verhalten sich ohne Abstimmung mit der Situation. Die Ordnung der Lektion aber schliesst solitäre Bewegung im Raum aus, die nur als Belästigung der anderen wahrgenommen werden kann.

Diese Kinder sind Thema einer heftigen Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit, die den Betroffenen meist wenig weiterhilft und oft auf die Frage reduziert wird, wie schädlich Ritalin ist. Der tägliche Unterricht und seine subtile Zumutung an Bewegungsarmut sind fast nie Thema, auch nicht die ganz andere Frage, auf welche Kinder sich die Schule der Zukunft einstellen muss. Natürlich weiss jeder, dass die Heterogenität in den Klassen zunimmt und die Bewegungsanpassung schwieriger wird. Aber was das bedeutet für den Stil des Unterrichtens, die Zusammensetzung erfolgreicher Lerngruppen, für ertragreiche Förderprogramme oder auch für die Regeln des Umgangs, ist kaum absehbar.

Vielleicht werden Schulen auch deswegen heute gerne wahrgenommen als „lernende Organisationen“, die sich irgendwie selber helfen sollen. Dafür steht auch der Begriff „Schulautonomie“ zur Verfügung, der angesichts der Macht der Schulverwaltung in Deutschland auch leicht als Euphemismus verstanden werden kann. Das Motto hier lautet: In der Hauptsache wird man regiert und in den Nebensachen ist man autonom. Unter dieser Voraussetzung wird den Schulen neuerdings zugetraut, dass sie selbständig lernen können. Allerdings haben Schulen immer schon „gelernt“, und dies ebenso pragmatisch wie eigensinnig, ohne dafür besondere Programme der „Organisationsentwicklung“ zu benötigen, die vom Staat mit mehr oder weniger Erfolg angeboten werden.

Die Theorie der „Organisationsentwicklung“ legt eine sozialpsychologische Sicht auf die Schulen nahe, in der vor allem die „lockere Koppelung“ der einzelnen Elemente und Ebenen betont wird. In der Tat sind Schulen keine Lernfabriken, auch wenn das polemisch immer wieder behauptet wird. Aber im Unterricht wird nichts hergestellt, was einem „Produkt“ gleichkäme, und die Kommunikation im Klassenzimmer ist viel zu fragil, um Zielsteuerung in einem behavioristischen Sinne zuzulassen (Schmid 2006; Messmer 2009). Eben das verlangt eine anpassungsfähige Organisation, in der nicht, wie die Politiker sagen, „durchregiert“ werden kann.

Das gilt zumal für angebliche oder auch tatsächliche Bildungsreformen. Sie haben eine ganz bestimmte Gelingensbedingung, die durch die Forschung nachhaltig gestützt wird. Die zahlreichen internationalen Studien zur „Implementation“ von Bildungsreformen, wie das neuerdings heisst, ergeben ein durchaus klares Bild:

- Reformen, die die verschiedenen Ebenen der Implementation nicht beachten, sind wirkungslos.
- Die zentrale Ebene ist die der Akteure; was hier nicht ankommt, geht verloren.
- Das entscheidende Problem ist die Abstimmung zwischen den Ebenen, Reformen werden nicht einfach „umgesetzt“, sondern müssen aufwendig kommuniziert werden und Akzeptanz finden.
- Mit der Reform müssen sich für die Akteure Vorteile verbinden, die zusätzlichen Belastungen müssen Sinn machen und nach einer Weile müssen sich auch Erfolge einstellen (Oelkers/Reusser 2008).

Das gilt für jedes Projekt, also auch für „Hören und Zuhören in Schule und Gesellschaft“. Das Schlagwort von der „lernenden Organisation“ Schule hilft da allein nicht weiter. Zudem wird gerade damit der Blick verstellt, weil es so aussieht, als müssten Schulen künstlich zum Lernen veranlasst werden. Aber das ist eine Irreführung, denn jede soziale Organisation „lernt“, also verändert sich. Interessant ist nicht, *dass* sondern *wie* dies geschieht. Schulen müssen zu einer „lernenden Organisation“ nicht erst werden, sondern sind dies längst, und zwar seit ihren Anfängen, um genau zu sein.

Eine zentrale Frage der Schulentwicklung ist, wann und unter welchen Umständen Schulen *neue* Probleme akzeptieren. Diese Frage wird sich nur dann beantworten lassen, wenn die Lernprozesse *in* den Schulen beschrieben werden. Schulen reagieren nicht einfach auf Postulate der Reform und seien sie noch so dringlich. Vielmehr müssen sie alle Innovationen in der bestehenden Organisation unterbringen. Daher muss genauer bestimmt werden, wie sich Schulen fortlaufend konstituieren und was sie veranlasst, sich in neue Richtungen zu entwickeln, wenn sie mehr davon haben, das *nicht* zu tun.

- Schulen sind aus guten Gründen eher konservative Institutionen, die nicht jeder pädagogischen Mode nachjagen, sondern die vom Bewährten ausgehen.
- Das kann nicht einfach „träge“ genannt werden, sondern ist die Folge von bislang *nicht überbotenen* Problemlösungen.

Die Sozialpsychologie der Schule geht aus von den zwischenmenschlichen Beziehungen und sucht nach einer dafür geeigneten Organisation. Dabei werden in aller Regel zwei ganz andere Bedingungen übersehen, die nichts mit Psychologie zu tun haben und gleichwohl gegeben sein müssen, wenn Lehren und Lernen stattfinden sollen. Und erst unter Berücksichtigung dieser Bedingungen wird klar, welche Bedeutung dem Thema „Hören in der Schule“ zukommt. Es ist mehr als die Bereitstellung von Lärmschutz, so wichtig dieser auch sein mag.

- Die eine Bedingung bezieht sich auf die Schule als *Raum*
- und die andere auf die Schule als *Resonanz*.

Die architektonische Seite der Schule ist immer wieder Anlass von Diskussionen gewesen. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich eine spezielle Form von Schularchitektur herausgebildet, die bei allen nationalen und kulturellen Unterschieden doch immer auf die funktionalen Belange des Unterrichts und der Schuladministration eingerichtet war, dabei jedoch wenig kindgemäss gestaltet wurde. Das gilt bis heute:

- Die Räume sind meistens viereckige Schachteln mit einer Tür und wenig Fenstern,
- ausgestattet mit schultypischem Mobiliar und Medien, die im Unterricht genutzt werden können.
- „Kindgemäss“ ist oft einzig nur die Höhe von Tischen und Bänken.

Diese Schachtelphilosophie des umbauten Raumes ist oft kritisiert worden, ohne dass sich an der Anlage der Schularchitektur viel geändert hätte. Bekannte Ausnahmen, wie die Rundungen und die verschachtelten Ebenen in den Waldorf-Schulen, bestätigen die Regel. Offenbar scheint es schwierig zu sein, für unterschiedliche Altersgruppen und so Lernbedürfnisse angemessene Räume zu schaffen. Die letzte grosse Innovationswelle im Schulbau geht auf die siebziger Jahre zurück und hatte zwei Folgen:

- Die Schulen sahen mehr oder weniger alle gleich aus
- und sie sind heute Sanierungsfälle.

Bei der Architektur des funktionalen Schulbaus ist auch übersehen worden, dass alle Schulen Resonanzräume darstellen. Es wird in ihnen immer gesprochen, mal lauter und mal leiser, es wird häufig gelacht, manchmal auch geweint, es wird gelernt, mit oder ohne Geräusche, es wird zugehört und oft auch nicht zugehört, kommentiert, dargelegt, bestritten, und alles das mit einem hohen oder geringen Volumen der Stimmen. Die meisten Räume sind „hellhörig“, also schlecht isoliert und anfällig für Lärmattacken. Hellhörigkeit ist gemäss Bundesgerichtshof kein Sachmangel, sondern nur eine falsche Bauplanung.

In Schulen breiten sich ständig Schallwellen aus, die mehr oder weniger registriert werden. Lehrkräfte sprechen lauter oder leiser, die Kinder und Jugendlichen reden verständlich oder unverständlich, unterschieden in der Lautstärke und immer bezogen auf Zuhörer. Dieser Tatbestand wird weitgehend selbstverständlich gehandelt und ist

interessanterweise kein Gegenstand von Reformdiskussionen, die doch immer mehr der „kindgerechten Schule“ dienen.

Konsens besteht darin, dass eine solche Schule zu tun hat mit:

- hellen Räumen,
- sicheren Anfahrtswegen,
- gesunder Ernährung bei einem Ganztagsbetrieb,
- freundlichem Personal,
- transparenten Regeln,
- der Nutzung neuer Medien
- und einem ausgebauten Rückmeldesystem,
- das auch die Eltern einschliesst.

Sie müssen als Ressourcen der Schule gelten und nicht nur als undefinierter „Partner“ mit im Zweifelsfall hohem Belästigungspotential. Vor allem aber braucht die kindgerechte Schule eines, nämlich guten Unterricht, von dem Kinder auch wirklich profitieren können. Das setzt voraus, dass sie anders als bisher beteiligt werden und mehr tun müssen, als ständig zuzuhören.

In diesen Forderungskatalogen fehlt regelmässig alles, was mit Gehör, Hören und Zuhören zu tun hat. Zwar steht seit mehr als hundert Jahren „praktisches Lernen“ oder das *Lernen mit allen Sinnen* ganz oben auf der Agenda der zahllosen Schulreformen. Aber darunter werden im Wesentlichen Sehen und Wahrnehmen, auch Begreifen und Herstellen verstanden, nicht jedoch Sprechen und Hören. Wenn es etwa um Anschauung im Unterricht geht, kommen zumeist visuelle Unterstützungen zum Einsatz; gezeigt werden Bilder und allenfalls dazu passende Tondokumente. Zum Verstehen eines Problems müssen in jedem Unterricht Aufgaben gelöst werden, die oft gepaart sind mit Diskussionsanreizen und Schreibübungen; Aufgaben, die rhetorischer oder akustischer Natur sind, fehlen im Unterricht fast völlig. Das hat Folgen.

- Schüler lesen und schreiben, sehen und handeln, lösen Probleme und lernen, was eine gute Heftführung ist,
- aber sie werden weder geschult in ihrem Reden noch in ihrem Hören.

Dass wir jeden Tag eine sinnliche Fähigkeit einsetzen, die heute angesichts der semantischen Zwänge wohl „Hörkompetenz“ genannt werden muss, geht in den Debatten zur Schulreform regelmässig unter. Diese Debatten sind fachlastig und verengen die Lernziele, die sich nie auf das hörende und gehörte Leben beziehen. Die Hörkompetenz wird beiläufig vorausgesetzt und nicht als eigene Aufgabe verstanden. Nicht zufällig wird jemand, der gut zuhören kann, als „Flüsterer“ bezeichnet und mit einem Verdacht versehen, als sei diese Fähigkeit eine kommunikative Anomalie und keine Bedingung des Gelingens.

Ein Grund für diese Vernachlässigung ist wohl, dass sich „Hören“ ausserhalb der didaktischen Reichweite zu befinden scheint. Die Lehrkräfte wissen nicht recht, wie sie damit umgehen sollen. Wenn überhaupt, dann wird die Schulung des Gehörs dem Musikunterricht überlassen und so nicht, wie zum Beispiel Lesen, als Querschnittsaufgabe verstanden, die in jedem Unterricht angegangen werden kann. Zudem gibt es keine PISA-Werte; die schlechten Ergebnisse im Lesen haben regelrechte Kampagnen ausgelöst, auch weil ein hohes Gut auf dem Spiel steht, nämlich die Lesekultur.

- Von einer *Hörkultur* ist dagegen kaum die Rede,
- obwohl gutes Lesen und gutes Hören sehr wohl etwas miteinander gemein haben,
- etwa die Genauigkeit des Nachvollzugs oder die Nachhaltigkeit eines herausragenden Erlebnisses.

Musik ist in den staatlichen Schulen ein Randfach, zwar auf jeder Schulstufe vorhanden, jedoch schlecht dotiert und auch zu wenig profiliert. Die Musik selbst ist in jeder Umwelt und so in jeder Erfahrung vorhanden, aber oft nur als tägliche Zumutung, als Bestandteil von Lärm und Alltagsmüll, so dass nicht zufällig von „Berieselung“ die Rede ist. Es handelt sich um akustische Rieselfelder ohne Kläreffekt, die wie ein Endlosband funktionieren. Die Musik, die sehr irreführend „Populärmusik“ genannt wird, liefert Produkte, die kaum noch unterscheidbar sind, oft handelt es sich um Mixturen, die auf korruptes Hören setzen, also ein Hören, das sich durch blosse Vertrautheit bestechen lässt. Zu erwähnen ist diese Umweltkatastrophe eigener Art, weil sie das Erleben von Kindern und Jugendlichen massgeblich prägt, ohne dass der Musikunterricht in den Schulen sonderlich gegensteuern könnte.

Das Hören gilt aber nicht nur der Musik und ist selbst alles andere als eine selbstverständliche Grösse. Wie jede sinnliche Wahrnehmung basiert Hören auf Gewohnheiten, die aber tiefer liegen, als die des Sehens und deswegen auch schwerer beeinflusst werden können, wenn sie erst einmal geformt sind. Die laufende Verarbeitung des Gehörten ist selektiv; man nimmt keineswegs alles an, was man aufnimmt, und schon gar nicht behält man, was man gehört hat. Oft ist Hören wegen der Gewohnheiten auch flüchtig, man nimmt auf, was nicht weiter beachtet wird und konzentriert sich auf das, was wichtig ist. In diesem Sinne kann man Hören auch als Kunst bezeichnen, und es kommt sehr darauf an, wie diese Kunst in der Kommunikation mit anderen eingesetzt wird.

Das lässt sich am Beispiel des *Zuhörens* gut zeigen. Eine gelingende Kommunikation ist darauf angewiesen, dass die Botschaften verstanden werden, doch das gelingt nur dann, wenn für möglichst genaues Zuhören gesorgt ist. Das scheint heutigen Kindern dann schwer zu fallen, wenn die Kommunikation mehrere Phasen umfasst und mehr abverlangt, als nur einfache Botschaften aufzunehmen.

- Die radikale Verkürzung der schriftlichen Kommunikation überträgt sich auf die mündliche,
- und dann entsteht so etwas wie ein auditives SMS;
- die Bereitschaft zuzuhören, schwindet, wenn eine bestimmte Textmenge erreicht ist, die selbst ständig sinkt.

Lehrkräfte beklagen oft, dass ihre Schülerinnen und Schüler sich „unkonzentriert“ verhalten, der Grund ist einfach, sie hören nicht zu, also folgen dem, was der Fluss der Kommunikation ihnen vorgibt und abverlangt. Heutige Lehr-Lern-Situationen sind komplexer als frühere, vor allem, weil sich die Lehrkräfte mehr zurückhalten und viel der Klasse überlassen. Die Schüler müssen dann vor allem anderen Schülern zuhören, was schnell an Grenzen der Toleranz stossen kann.

- Eine Kommunikationssituation mit mehr als 30 Personen, die zur gleichen Zeit im gleichen Raum anwesend sein müssen, ist generell nicht sehr geeignet für ein konzentriertes Zuhören aller Beteiligten.

- Es ist sogar ein Grenzwert, wenn alle Schülerinnen und Schüler zur gleichen Zeit konzentriert zuhören.
- Die Lehrkräfte bezeichnen einen solchen Augenblick als „Sternstunde“.
- Im normalen Alltag der Schule kennen wir nur hochgradig geteilte Aufmerksamkeiten und so ganz unterschiedliche Grade des Zuhörens.

Die Hörkultur der Schule ist nicht nur aus Gründen der Klassengrösse weitgehend unterentwickelt. Ausser Appellen, nun doch endlich bitte zuzuhören, was die Lehrkraft oder andere Schülerinnen oder Schüler sagen, gibt es bislang kaum Möglichkeiten, das Hören und Zuhören zu beeinflussen. Beides ist aber stark davon abhängig, dass und wie kommuniziert wird. Eine klar strukturierte Lektion und eloquente Artikulation in der Sprache des Unterrichts sind Bedingungen dafür, dass eine Rede auch tatsächlich Resonanz findet. In der Physik ist „Resonanz“ ein Vorgang, bei dem ein schwingungsfähiges System mit seiner Eigenfrequenz durch Energiezufuhr angeregt wird. Das fehlt oft im Klassenzimmer.

Resonanz ist also nicht nur ein Problem der Lärmbelästigung, also einer fortlaufenden Störung. Der Lärmpegel lässt sich mit verlässlichen Schulregeln dämpfen, ohne ein Regime des ständigen Flüsterns einführen zu müssen. „Elektive Aphonie“ oder freiwilliges Flüstern ist in der Kindermedizin eine „Sprachhemmung“, die durch den Verzicht auf den Gebrauch der vorhandenen „stimmhaften Sprache“ zustande kommt und therapiert werden sollte (Wirth/Ptok/Schönweiler 2000, S. 735f.). Würden Kinder nur flüstern, wären sie in diesem Sinne krank. Oder anders gesagt, ohne ein bestimmtes Mass von Lärm und Krach sind Kinder nicht zu haben. Daher sollte es in den Schulen auch Lärmoasen geben.

Von diesem Problem muss die allgemeine Schulung des Hörens unterschieden werden. Die Abwesenheit von Lärm ist dafür eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung. Hören hat auch zu tun mit der Pflege der Sprache und so der persönlichen Artikulation. Man hört niemandem gerne zu, der schlecht spricht und um den Ausdruck verlegen ist.

- Seit der Antike ist bekannt, dass Zuhören in öffentlicher Rede stark von der Rhetorik des Redners abhängt,
- der weiss und dafür auch die notwendigen Mittel zur Verfügung hat,
- wie sein Publikum zum konzentrierten Zuhören bewegt werden kann, wann es nicht folgen wird und man seine Erschöpfung vermeidet.

Leider werden Schulklassen nie als Publikum verstanden, das gelernt hat, einer spannenden Rede zu folgen. Rhetorik ist in der heutigen Lehrerbildung kein Thema, während es doch im Unterricht sehr stark auf die rhetorischen Fähigkeiten der Lehrkräfte ankommt. Nur so können Standards der Rede so überzeugend dargeboten werden, dass auch die Schülerinnen und Schüler lernen, sie zu befolgen.

Die heutigen didaktischen Innovationen bestärken, wie gesagt, vor allem das Sehen. Genauer müsste man sagen, sie strapazieren das Sehen auf eine ungeahnte Weise. Was heute auf unnachahmliche Weise „Powerpoint-Präsentation“ genannt wird, ist nicht nur eine radikale Verkürzung der zugemuteten Textmenge und so die Reduktion von Aussagen auf sogenannte „Kernsätze“, sondern zugleich eine neue Übung im Sehen. Man muss ständig Folien wahrnehmen und dies auf eine Weise, die mühelos erscheinen soll. Tatsächlich lernt man, sich nicht mehr gross anzustrengen und folgt einer Didaktik, die allein das Lesen bedient.

Hören ist dabei nicht nötig, es sei denn, dass bei der Kommentierung von Folien Hörkompetenz vorausgesetzt wird. Eine Schulung des Gehörs ist das ersichtlicher Weise nicht. Diese Form der Präsentation hat den Alltag des Unterrichts in kurzer Zeit radikal verändert. Erforderlich ist keine entwickelte Rhetorik und so auch nicht aufmerksames Zuhören. Was verstanden werden soll, ist genau festgelegt, Spielräume für Nicht-Verstehen werden auf den kleinsten Nenner des Zumutbaren minimiert. Zuhören ist aber nur dann in konzentrierter Form verlangt, wenn eigene Verstehensarbeit vorausgesetzt ist. Wenn man ohnehin alles versteht, kann man, wie die Schülerinnen und Schüler sagen, „abschalten“.

- Gutes Zuhören setzt hohe Konzentration voraus und verlangt eine Disziplinierung des ständigen Abschweifens.
- Die Konzentration auf das Wesentliche in den Aussagen des Unterrichts ist nur möglich, wenn man gelernt hat, ausdauernd und gut zuzuhören.
- Dabei hilft kein Lärm, aber auch nicht einfach Stille, sondern eine ständige Herausforderung und erfolgreiches Training.

In diesem Sinne ist die Kunst des Hörens und Zuhörens lernbar. So wenig wie Lärm Schicksal ist, so wenig sind es Unaufmerksamkeit oder die nicht-zuhörende Ausbeutung der anderen, nur dass man die viel schneller lernt als gediegenes Zuhören, das in heutigen Medien gar nicht verlangt wird.

Warum aber sollte die Schule nun auch noch für „Hören und Zuhören“ zuständig sein, wenn schon der normale Unterricht zusehends an Grenzen stößt? Auf diese Frage gibt es zwei Antworten:

- Zum einen profitiert jeder Unterricht von einer Schulung der Hörkompetenz, die als Querschnittsaufgabe verstanden wird.
- Zum anderen ist die allgemeinbildende Schule die einzige gesellschaftliche Institution, die auf dieses Anliegen eintreten kann.

Sie handelt sich damit keine Zusatzbelastung ein, sondern realisiert eine Gelingensbedingung. Das gilt gerade dann, wenn man beschleunigten Wandel voraussetzt, der vor den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen nicht Halt macht, sondern diese nachhaltig bestimmt.

Kinder, die heute drei, vier oder fünf Jahre alt sind, werden in zehn Jahren Jugendliche sein. Für die Prognose, was auf sie zukommt, lohnt ein Blick in die unmittelbare Vergangenheit. Als die heutigen Dreizehn-, Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen Kinder waren, gab es weder You Tube⁵ noch Wikipedia,⁶ es gab keine Blogs, erst ansatzweise E-Mails, keine SMS-Botschaften⁷ und keine Möglichkeit, ohne jeden Aufwand Videos im Internet zu veröffentlichen; man konnte keine Musiktitel auf das eigene Handy laden, mit dem Mobiltelefon keine Fotos aufnehmen und sofort verschicken, die Firma Apple hatte noch nicht den iPod erfunden,⁸ die Jugendlichen benutzten den „Walkman“, während heute nicht einmal der Begriff geläufig ist.

⁵ You Tube - Broadcast Yourself ist am 15. Februar 2005 gestartet worden.

⁶ Die Online-Enzyklopädie Wikipedia ist im März 2000 mit einer rein englischen Version als „Nupedia“ angefangen worden. Am 15. Januar begann die heutige Wikipedia.

⁷ Die erste Short Message des Short Message Service (SMS) wurde am 3. Dezember 1992 im Netz von Vodafone gesendet. Der Durchbruch dieser Kommunikationsform erfolgte parallel zur Entwicklung der Mobiltelefone.

⁸ Apple brachte das System iPod als MP3 Player im Jahre 2001 auf den Markt. Andere MP3 Player waren seit 1998 auf dem Markt, aber erst iPod erreicht Kinder und Jugendliche.

Vor zehn Jahren konnte man nicht, wie heute, global fernsehen, und dies vom eigenen Handy aus. Vor zehn Jahren gab es auch keine Kontaktbörsen im Internet, die damaligen Kinder und Jugendlichen konnten sich nicht an anonymen Schulratings beteiligen und sie hatten noch keine Möglichkeit, ihre Lehrmittel im Internet zu suchen, auch weil effektive Suchmaschinen gerade erst entwickelt wurden. Die erste Testversion von „Google“ ging am 7. September 1998 online. Das war gerade einmal vor elf Jahren; heute ist kaum noch eine Nachforschung über welches Thema auch immer ohne das System „Google“ möglich.

In Zukunft werden ganze Bibliotheken im Netz zugänglich sein, das Leseverhalten verändert sich durch verlinkte Steuerungen dramatisch, die klassische Briefkultur ist praktisch verschwunden und Bücher sind nur noch begrenzt ein Signum für Bildung. Zeit ist Geschwindigkeit und Geduld ist keine Primärerfahrung. Wo anders als in der langsamen Schule, die sich Zeit nehmen muss, soll man da noch Hören und Zuhören in direkter Interaktion ohne Möglichkeit des Speicherns lernen? Die Pädagogisierung des Thema jedenfalls hätte einen guten Grund.

Literatur

Messmer, R.: Die Fallmethode in der Didaktik. Habilitationsschrift Universität Oldenburg. Ms. Oldenburg 2009.

Oelkers, J./Reusser, K.: Expertise: Qualität entwickeln - Standards sichern - mit Differenz umgehen. Unter Mitarbeit von E. Berner/U. Halbheer/St. Stolz. Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung 2008.

Schmid, Chr.: Lernen und Transfer. Kritik der didaktischen Steuerung. Bern: h.e.p. Verlag 2006.

Schulregeln der Schule Rottenschwil. Ms. 2009.

<http://www.schulerottenschwil.ch/>

Wirth, G./Ptok, M./Schönweiler, R.: Sprachstörungen, Sprechstörungen, kindliche Hörstörungen: Lehrbuch für Ärzte, Logopäden und Sprachheilpädagogen. 5. Auf. Köln: Deutscher Ärzte-Verlag 2000.